

HERDER-KORRESPONDENZ

Zweites Heft — 16. Jahrgang — November 1961

Von allen Mächten verzeiht die Liebe am meisten, aber sie entschuldigt am wenigsten: sie erfreut sich an wenig, aber sie verlangt alles.

C. S. Lewis

Allen Menschen möge nach Recht und Billigkeit Anteil an den Gütern der Erde gegeben werden. Allgemeine Gebetsmeinung für Dezember 1961

1. Die Gebetsmeinung, die nach dem lateinischen Original an die „gerechte und ausgleichende Vernunft“ appelliert, fällt auf den Adventsmonat. Sie gibt damit zu erkennen, daß im Hintergrunde der Glaube an die kommende Gottesherrschaft steht und die Vernunft von der Liebe inspiriert sein sollte, wenigstens bei den Christen, damit sie nicht ein frommer Wunsch bleibt. Das entspricht der theologischen Begründung der Sozialzyklika Papst Johannes' XXIII., mit deren Hilfe wir den weittragenden Sinn der Gebetsmeinung am besten erklären können: für die Soziallehre der Kirche „ist die Wahrheit das Fundament, die Gerechtigkeit ihr Ziel und die Liebe ihre Triebkraft“ (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 255, Absatz 226; die Zitierungen erfolgen im weiteren nach den Ziffern der Absätze). „Es wird weder Frieden noch Gerechtigkeit auf Erden geben, solange die Menschen nicht ihre Würde als Geschöpfe Gottes und als Kinder Gottes erkennen. Denn Gott ist der erste und letzte Grund aller Geschöpfe. Losgelöst von Gott, wird der Mensch sich selbst und den Mitmenschen zum Ungeheuer: die gegenseitigen menschlichen Verbindlichkeiten setzen die rechte Bindung des menschlichen Gewissens an Gott voraus, die Quelle aller Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe“ (215). Diese Klarstellung zeigt die ganze Tiefe, aber auch die praktischen Grenzen der Gebetsmeinung. Denn über Recht und Billigkeit gibt es grundverschiedene Meinungen, sehr verschieden schon bei den sog. freien Nationen, unter denen der phantastische Aufschwung von Wissenschaft und Technik zu der Irrung verleitet, „man habe Gott nicht mehr nötig“ (209), und wieder anders in der totalitären Welt, die Gerechtigkeit auf Gewalt und Entwürdigung des Menschen gründet, ohne etwas dabei zu finden (206). Die Gebetsmeinung erscheint daher vor diesen Tatsachen ebenso wie *Mater et magistra* als ein prophetischer Ruf in der Wüste, aber auch als adventliches Licht für Christen wie Heiden, die guten Willens sind.

Die Anteilnahme aller Menschen an den Gütern der Erde ist nach drei verschiedenen Blickrichtungen zu betrachten: 1. das Gemeinwohl der nationalen Volkswirtschaft, das eine Verteilung der Güter auf alle sozialen Schichten erfordert, so daß dem wirtschaftlichen Fortschritt der soziale Fortschritt soweit wie möglich entspricht (73, 79); 2. das universale Gemeinwohl der Weltwirtschaft für die Menschheitsfamilie, das in der neuen Sozialzyklika erstmals zum beherrschenden Gesichtspunkt geworden ist (71, 78, 80), und 3. der Anteil an den geistigen Gütern, auf den der Papst den stärksten Nachdruck legt (119, 176)

und worunter er auch die Heranziehung des Arbeiters zur Mitverantwortung, d. h. zur vollen Ausschöpfung seiner Person, versteht (92—96). Die Güter der Erde, die allen zukommen sollen, sind also nicht nur Rohstoffe, Nahrung und Wohlstand, sondern alle Lebenswerte des Menschen.

2. Die Anteilnahme aller Menschen an den Sachgütern der Erde innerhalb der Wirtschaft eines Volkes, die nur noch sehr begrenzt von dem universalen Gemeinwohl abgesondert werden kann, wird im allgemeinen als möglichst breite Streuung des Einkommens und des Eigentums verstanden (113 f.). Es liegt freilich in der Natur der Sache, daß dieses Anliegen automatisch auf Widerstände und Empfindlichkeit bei den *beati possidentes* stößt, denn was die gerechte und ausgleichende Vernunft sagt, ist nicht an einer bestimmten Wertskala zu messen, sondern bedarf des Nachdenkens in Verantwortung für jene Menschen, denen es an ausreichendem Eigentum fehlt, weil ihre Lohnsumme nicht die vom Papst für notwendig gehaltene Bildung wertbeständiger Konsumgüter gestattet (115). Wenn z. B. ein Bauer, dessen mittlerer Grundbesitz durch Investitionen in modernen Maschinen zunächst in bescheidenem Umfang belastet ist, diese Last als „drückende Verschuldung“ empfindet und neiderfüllt auf Facharbeiter schaut, die in vier Fünftagewochen ein höheres Monatseinkommen erzielen als er selber und durch Schwarzarbeit jeweils am 6. Wochentag dieses stattliche Einkommen abermals mit Stundenlöhnen vermehren, die dem Bauern als unbillig erscheinen, so vergißt er, daß Arbeiter am Ende ihres Lebens allenfalls ein eigenes Häuschen mit Garten, in keinem Falle aber 30 oder mehr Tagwerk Felder, Äcker, Stallung und Vieh mit den dazugehörigen Produktionsmitteln besitzen werden. Der Ausgleich dafür ist u. a. das „höhere“ Bareinkommen. Dennoch wird die Forderung einer breiteren Streuung der Einkommen und des Eigentums von allen „Besitzenden“ leicht als ungerecht empfunden werden. Umgekehrt sehen die organisierten Arbeiter alles, was seit Jahr und Tag zur Stützung der Landwirtschaft in Milliardenbeträgen geschieht, als eine Minderung ihres Reallohnes an, wenn sie Fleisch, Milch und Butter „viel zu teuer“ einkaufen müssen. Von den Neidgefühlen anderer Berufe zu schweigen.

Das Beten um eine gerechte und billige Anteilnahme aller Menschen an den Gütern der Erde wird von derartigen Ressentiments, die auf mangelnde Solidarität der Menschen zueinander beruhen, von vornherein blockiert, und das darf nicht sein. Der Papst fordert in *Mater et magistra* eine ausreichende Unterweisung der Laien in der Soziallehre der Kirche. Bis dahin wird noch viel Zeit vergehen. Was unter dem Anruf dieser Gebetsmeinung sofort nötig wäre, ist ein Vorsatz, den jeder ernste Christ fassen

sollte: darum zu beten, daß er mit dem „Sinn Christi“ (1 Kor. 3, 16) und mit rechtschaffener Vernunft sein Herz öffne für seine Nachbarn, die in anderen sozialen Schichten anders und scheinbar besser oder wirklich sehr viel schlechter leben als er selber, damit er herausfinde, was hier die ausgleichende Gerechtigkeit erfordern könnte, sei es von ihm selber, sei es von den Behörden in Gemeinde und Staat. Dieses Umdenken verlangt weder ein Studium der Volkswirtschaft noch eine vollständige Kenntnis der katholischen Soziallehre. Ohne solche innere Bereitschaft aber zu sozialer Vernunft im kleinen bleibt das Gebet unwirksam, und überdies können die Fachleute der Sozial- und Wirtschaftspolitik in Partei und Staat keine Erfolge im großen erzielen, die geeignet sind, die bestehenden Spannungen zwischen Industrie, Landwirtschaft und dem Dienstleistungsgewerbe zu vermindern. Die Wurzel für Recht und Billigkeit sitzt ebenso wie die Wurzel aller Ungerechtigkeit im Herzen des einzelnen Menschen. Geschieht hier keine Besinnung, so werden auf die Dauer Eingriffe des Staates gegen diejenigen Schichten, die nicht von sich aus nachdenken, unausweichlich. Kein Gebet ist wohl so schwer wie dieses, das jeden Beter sehr konkret vor die Frage stellt, wo er selber im Widerspruch zu einer gerechten Anteilnahme aller Menschen, zunächst aller Nachbarn, an den Gütern der Erde lebt. Und es ist auch kein Gebet so notwendig besonders für gewisse katholische Länder, die seit je durch ihre soziale Unbelehrbarkeit bekannt sind.

3. Ein solches Gebet, das die nähere und überschaubare Umgebung in Dorf, Gemeinde, Stadt und Kreis auf soziale Ungerechtigkeiten durchleuchtet, ist zunächst viel schwerer als ein Beten um die Beachtung des weltumspannenden Gemeinwohls. Der Erfolg der Misereor-Aktion der deutschen Bischöfe hat gezeigt, daß die Verantwortung für die grelle Not der Fernen und für die „Solidarität aller Menschen“ (155) von vielen bei uns recht gut verstanden worden ist. Dennoch tun sich die westlichen Völker noch schwer, langfristig jährlich Milliardenbeträge für die Entwicklungshilfe aufzubringen. Dagegen haben es Staaten wie die USA, Kanada und andere, die ständig von einer Überproduktion an Rohstoffen, Nahrungsmitteln und anderen Gütern bedroht sind, so weit gebracht, daß sie diese Überschüsse mit öffentlichen Mitteln zum Schutze der Erzeuger horten, um sie in zwischenstaatlicher Planung bei Bedarf auch in Hunger- und Mangelgebiete zu leiten, wobei es leider vorkommt, daß man entweder aus Gewohnheit des Hungerns wie in Indien oder aus Gründen politischer Ideologien wie in China oder gar der Sowjetzone auf solche Zuwendungen lieber verzichtet. Es ist noch weit, bis über internationale oder regionale Organisationen, die der Papst ausdrücklich lobt (156), eine systematische, die ganze Welt umspannende Versorgung gesichert wird, die es nicht notwendig macht, auf die von der Kirche verworfenen Methoden einer künstlichen Bevölkerungskontrolle auszuweichen (188 f.). Der Papst sagt daher, es bleibe zu wünschen, daß die starken Länder ihre Bemühungen mehr und mehr vereinigen, um den Entwicklungsländern zu helfen, damit sie in Wissenschaft, Technik und Wirtschaft Fortschritte machen (165). Er warnt aber davor, diese Hilfe ja nicht zu einer neuen Form finanzieller Kolonialherrschaft zu mißbrauchen.

Für den einzelnen Gläubigen liegen diese Probleme freilich sehr fern, man kann von ihm auch nicht erwarten, daß er sich die Zeit nimmt, sich darin zu vertiefen. Das ist auch gar nicht nötig. Aber so viel muß jeder, der die Gebets-

meinung erfüllen will, doch wissen: die internationale Verflechtung ist unabwendbar und fordert von allen wohlhabenden Staaten eine Mitwirkung. Sie fordert also vom einzelnen Bürger das Verständnis für die internationale Wirtschaftsplanung der eigenen Regierung und die dafür zu leistenden Aufwendungen an Steuermitteln. Welche Bedeutung dabei den Initiativen gesellschaftlicher Gruppen zukommt, hat sehr nachhaltig die Misereor-Aktion erwiesen mit ihrer doppelten Zielsetzung: einmal strukturell, vor allem in Form von Pilotprojekten, zu helfen, dann aber auch das Verständnis für die staatliche Entwicklungshilfe überhaupt zu wecken und somit eine neue Gesinnung universaler Verantwortung zur Selbstverständlichkeit zu machen. Nicht umsonst schließt *Mater et magistra* mit einem Hinweis auf die Lehre vom mystischen Leibe Christi (258). Die Zusammenarbeit der Völker auf Weltebene betrachtet der Papst als einen integrierenden Faktor für den Wohlstand jedes einzelnen Landes, weil sie alle einander brauchen (202). Es gibt zu denken und ist ein erfreuliches Zeichen der Zeit, daß die führende Zeitschrift des nordamerikanischen Protestantismus, „The Christian Century“ (6. und 13. 9. 1961), in einer eingehenden und begeisterten Würdigung von *Mater et magistra* gerade das Bestehen des Papstes auf der Zunahme des Sinnes für das universale Gemeinwohl rühmt und sie protestantischen Gemeinschaften mit ihrem engherzigen do-it-yourself als Muster christlicher Verantwortung vorhält.

4. Im Rahmen der christlichen Verantwortung für eine gerechte und billige Anteilnahme aller Menschen an den Gütern der Erde spielen die geistigen Werte in der Lehre der Kirche eine beherrschende Rolle, die aber, wie Johannes XXIII. mit Bitterkeit beklagt, allzusehr vernachlässigt wird (176). „Die sittliche Ordnung hat nur in Gott Bestand. Wird sie von Gott gelöst, so löst sie sich selbst auf. Der Mensch ist kein bloßes Leibwesen, sondern zugleich ein mit Erkenntnis und freier Selbstbestimmung begabtes Geistwesen“ (208). Das bedeutet, man darf nicht nur an die gerechte Verteilung des Wirtschaftsertrages denken, man muß auch darauf achten, daß der gesamte Wirtschaftsvollzug vom Geist der Solidarität getragen ist, der den arbeitenden Menschen zur vollen Entfaltung seiner schöpferischen Kräfte führt (82 f.). Zu den geistigen Gütern rechnet der Papst den Anteil an der Mitverantwortung für das gemeinsame Werk. Der Lohnarbeiter soll auch in Ländern feudaler Wirtschaftsführung aus der Stellung eines „bloßen Untertans“ oder eines „stummen Befehlsempfängers“ zur Partnerschaft erhoben und seine heutige Fachbildung dadurch anerkannt werden, daß man ihn „verantwortungsvolle Aufgaben“ übernehmen läßt (91—96). In diesen Rahmen gehört die „Rechtspflicht“ der Unternehmer, den mit Hilfe der Belegschaft erlangten schnellen Gewinn nicht nur durch Selbstfinanzierung zu verplanen, sondern auch den Arbeitern einen Mitbesitz einzuräumen (75—77). Es geht dem Papst hier weniger um die Geltendmachung materieller Ansprüche als um die Schaffung einer rechten mitmenschlichen Gesellschaftsordnung, die von Gerechtigkeit und Liebe erfüllt ist.

Auf dem Gebiet des universalen Gemeinwohls schließt die Beachtung der Ganzheit des Menschen die Forderung ein, daß den Völkern der Entwicklungsländer nicht einseitig die Werte der Technik vermittelt werden. Man soll auch nicht die ihnen angeborene Eigenart und Geistigkeit zerstören und soll ihnen den Aufstieg in das höhere Bildungswesen ermöglichen, sei es durch die Errichtung einheimi-

scher Hochschulen (vgl. Herder-Korrespondenz 15. Jhg., S. 531 f.), sei es durch die Zulassung ihrer Jugend zu den europäischen und amerikanischen Hochschulen (183). Diese christliche Verpflichtung aber, den fremden, meist heidnischen Völkern nicht nur die abendländische Wissenschaft und Technik zu vermitteln, sondern ihr Wachstum in der geistigen Welt zu fördern, verlangt ungewöhnliche Anstrengungen, um unser eigenes geistiges Erbe in einer weltoffenen Weite zu entfalten und dafür die notwendigen Opfer zu bringen. Was das z. B. für die Bundesrepublik bedeutet, erhellt die bedauerliche Tatsache, daß wir mit dem Ausbau unseres eigenen Bildungswesens hinter den Ansprüchen materiellen Wohlstandes weit zurückgeblieben sind. Die Konzentration auf eine kulturelle Entwicklungshilfe leidet vorerst an der mangelnden Bewußtheit dieser globalen Verpflichtung. Nötig wäre aber zur Bewältigung der unausweichlich gestellten Aufgabe sogar ein entschlossenes Überschreiten der nationalen Grenzen in Europa und die Entfaltung einer übernationalen christlichen Bildung, damit die Planung von Europa-Hochschulen nicht die einseitige Schrumpfung auf eine rein technische Wissenschaft erfährt, die der Papst ebenso beklagt wie sein Vorgänger Pius XII. (243/244). Die Völker dürfen die geistigen Werte, die an der Spitze aller Werte stehen, nicht unwillkürlich als nationale oder provinzielle Spezialitäten ansehen und entsprechend unterbewerten. Denn sie sind mit dem Evangelium „das Licht der Welt“.

Möge uns daher diese Gebetsmeinung im Adventsmonat aufwecken, daß wir uns aufraffen, die rechte und billige Anteilnahme aller Menschen an den Gütern der Erde als eine große missionarische Aufgabe in Angriff zu nehmen.

Meldungen aus der katholischen Welt

Aus dem deutschen Sprachgebiet

Salzburger Hochschulwochen 1961: Ideologien und Wissenschaft

Die diesjährigen Salzburger Hochschulwochen (30. 7. bis 12. 8. 61), die wieder vor einem großen Forum in- und ausländischer Besucher (etwa 800), besonders aus der Bundesrepublik Deutschland, stattfanden, hatten zum Thema: „Ideologien und Wissenschaft“. Aus dem reichen Inhalt der Vorlesungen und Vorträge scheinen folgende besonders ergiebig zu sein:

Wurzel der Ideologie im absolut gesetzten Wissenschaftsbegriff

Univ.-Prof. Reinhard Lauth, München, begann in seinem Vortrag über das Gesamtthema der Hochschulwochen mit einer Definition der Ideologie: „eine scheinwissenschaftliche Interpretation der Wirklichkeit im Dienste einer praktisch-gesellschaftlichen Zielsetzung, die (die Interpretation) sie (die Zielsetzung) rückläufig legitimieren soll, wobei es wesentlich ist, daß die praktisch-gesellschaftliche Zielsetzung den Anspruch auf Heilsbedeutung erhebt und die Verkünder der Ideologie bestrebt sind, mit Hilfe von Propaganda die Massen zu ergreifen, um die Ideologie praktisch wirksam zu machen“. Prof. Lauth stellte die (zunächst überraschende) These auf, daß das ideologische Denken letztlich seine Wurzel in unserem Wissenschaftsbegriff habe, wie er in griechischem Denken circa 500 v. Chr. konzipiert worden sei. Das ideologische Denken

ist nicht plötzlich gekommen, sondern mit uns aufgewachsen. Durch den Einbruch des Christentums in das stark mythische ganzheitliche Denken der Antike konnte sich die Konsequenz dieses einseitigen Wissenschaftsbegriffes erst spät, nämlich im 18. Jahrhundert, entfalten.

Der antike Wissenschaftsbegriff ist nicht der des voraussetzungslosen Forschens, sondern hat eine sehr kompakte Voraussetzung: nämlich die Auffassung, daß die reine „Theoria“, das zuschauende Betrachten und Erfassen in Begriffen, ausreicht, zum Ganzen der Wirklichkeit zu gelangen, und daß die dadurch gewonnene Wissenschaft der ausschließliche Ort der Wahrheit ist. Diese Auffassung wird durch ein dem Philosophen Pythagoras zugeschriebenes Gleichnis illustriert: das Leben sei wie ein Festspiel; während die einen in der Arena kämpfen, andere Geschäfte machen wollen, seien die Besten, nämlich die Philosophen, nur Zuschauer. Hier fehlt offensichtlich eine wesentliche sittliche Grundhaltung, der unbedingte und leidenschaftliche Wille zur Wahrheit.

Schon Descartes hat betont, daß jedes Urteil mit einem freien Willensakt verbunden ist, da sich die Wahrheit nicht einfach aufdrängt, sondern dem Urteilenden die Freiheit gelassen ist, sich dem Anspruch der Wahrheit aufzuschließen oder sich abzuwenden. In der reinen Theoria, wo man bloß äußerer Zuschauer sein will, wird dieser zur Erkenntnis der Wahrheit notwendige Willensakt nicht vollzogen. Die volle Wahrheit erschließt sich nur dem, der der Wahrheit in ganzer Liebe hingegeben ist. Zwar klingt die Notwendigkeit der Wahrheitsliebe da und dort an, etwa bei Platon, ist aber nicht die herrschende und bewußt angenommene Haltung. Das volle Gegenteil zu dieser Haltung des bloßen Zuschauens ist Charles Péguy, wenn er über sich selbst sagt: „Keinen Augenblick tritt er zur Seite, um zu sehen, was geschieht. Denn was geschieht, ist sein eigenes Geschehen: Heil oder Verlorengehen.“ (Man könnte hier vielleicht fragen, ob nicht im theoretischen Forschen der Wille zur Wahrheit in viel höherem Maße implizite enthalten ist, als es Prof. Lauth darstellt.)

Da nun in der Haltung der Theoria das sittliche Sollen mit dem Anspruch der Unbedingtheit fehlt — aus bloßen Indikativen lassen sich keine Imperative herausholen —, ergeben sich aus der bloßen Theoria keine praktisch sittlichen Zielsetzungen. Und da sich die Theorie für den ausschließlichen Ort der Wahrheit ansieht, ergeben sich auch nicht von anderswoher — das würde man ja nicht gelten lassen — praktisch sittliche Zielsetzungen. Es entsteht ein Vakuum. Der Mensch braucht aber praktisch sittliche Zielsetzungen. So richtet er sich schließlich die Dinge nach seinen praktischen und irrationalen Interessen zurecht, d. h., er baut sich eine Ideologie und beruft sich dabei auf die Wissenschaft. Statt der Wahrheit zu dienen, zerstört man sie. Die ursprünglich sokratische Haltung ist in ihr Gegenteil umgeschlagen.

Zur Heilung des Übels hilft nur eines: daß das wissenschaftliche Forschen eingebettet ist in einen umfassenderen Lebensakt, in unsere Beziehung zu den absoluten Werten, d. h. zu Gott. Anders gesagt: daß nur die Totalbeziehung auf die Wahrheit die Basis des wissenschaftlichen Bemühens ist und die Ganzheit des Wissens ermöglicht.

Grundsätzliche Aufhebung der Wahrheitsfrage

Der Gedanke von der Ideologie als Zerstörung der Wahrheit wurde weitergeführt in der Vorlesung von Prof. Dr. Rudolf Berlinger, Würzburg, „Die ideologische Auf-